

Veronika Fischer
Das Lügenlied vom Glück

VERONIKA FISCHER
mit Manfred Maurenbrecher

Das Lügenlied vom Glück

Erinnerungen

HEYNE <



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier

Munken Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Copyright © 2013 by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

Umschlagfoto: © Margaretha Olschewski

Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2013

ISBN 978-3-453-20026-5

www.heyne.de

Meinem Sohn Benjamin

INHALT

TEIL I ANFÄNGE

Ein Klavier ersäuft im Probenraum oder Sänger sollten einen Schal tragen	15
Dreißig Wartburgs auf dem Weg nach Jerewan	25
Auf zu den Sternen	31
László	32
Panta Rhei oder die Stimmbildung	37
Neue Horizonte	44
Die erste eigene Band	52
»Organisieren« ist alles	63
Ein Karton voll mit Erinnerungen	69
Pinkelpause im Böhmischem Wald	81
Die Welt der Kindheit	96
» ... dass ich eine Schneeflocke wär«, sommers wie winters, und meine »Liebe« zu Festivals. . . .	127
Krise und Veränderung	139

TEIL II
MEHR LEBEN

Die erste Tournee im Westen.....	159
Meine dunkelste musikalische Reise (Fahrt in die SU)....	170
Im Visier der Stasi und auf zu neuen alten Ufern.....	183
»Zeit für ein Kind«.....	189
Vertrauensbruch und Zeitenwende.....	197
Leben zwischen den Systemen, zwischen den »Welten« .	203

TEIL III
NEUES LEBEN

Neubeginn im Westen	223
»Wenn du hier keinen Schlager machst...«.....	230
»Wes Brot ich ess, des Lied ich sing«	241
Neues Lied, neues Glück	246
Sehnsucht nach Wärme und ein Auftritt im Knast	252
Der »Fall Pankow«	261
Jahre auf der Insel oder meine neue Emanzipation als Musikerin	264

TEIL IV
ZEITENWENDE

Der Mauerfall	279
Weihnachten wieder daheim	284
Neue Zeiten	287
Neues Spiel und das Lügenlied vom Glück.....	299
Meine Mutter.....	309
Der Boden schwankt	316

Zeit der Abschiede	323
Das neue Jahrtausend	334
Die Dinge ändern sich.....	342
Unterwegs zu mir	351
Epilog.....	357
Danksagung	361
Quellen	363

TEIL I

ANFÄNGE

Verratene Träume, kalte Zeiten.

Frau in der Fremde, fremd noch im Schlaf.

JÖRG FAUSER

Der Blick aus dem Küchenfenster auf die Brandmauer gegenüber und den schmalen Innenhof ist immer noch ungewohnt. Auch die türkischen Sprachfetzen, die manchmal hochschallen, die Temperamentsausbrüche der fremden Nachbarn. Die Wohnung ist klein, wenig Licht.

Ein junges Paar mit Kind lebt hier.

Gewöhnlich treibt es den Ehemann immer schon früh aus dem Haus, um in der fremden Umgebung neue Kontakte zu knüpfen und geschäftlich Fuß zu fassen. Die ungarische Schwiegermutter, die im gleichen Haus wohnt, spricht kein Deutsch und lässt sich nur manchmal blicken.

Wie jeden Mittag gehen die junge Mutter und ihr Sohn nach dem Essen zum Humboldthain – sie nennen ihn Rosenpark. Weil sie neuerdings im Wedding wohnen, ist es ihr wichtig geworden, dass sie den anderthalbjährigen Benjamin viel an die frische Luft bringt – wie das eine gute Mutter so tut. Und diese junge Mutter fühlt sich in ihrer Rolle noch ungeübt. Aber Benjamin bekommt, was er braucht, um gesund aufzuwachsen.

Die Dreißigjährige schiebt jetzt den Kinderwagen mit einer inneren Selbstverständlichkeit zum Park, trotz ihrer Zerrissenheit. Sie fühlt sich heute wieder mal wie in Trance. Benjamin bemerkt davon nichts, er möchte einfach nur spielen. Manchmal wünscht sie, sie könnte all dem Neuen hier auch so begegnen, wie in einem Spiel. Denn alles ist neu für sie: ihre Mutterrolle, die Zurückgezogenheit und diese völlig andere Umgebung – die Realität eines Lebens in Westberlin. Sie muss das alles nämlich erst einmal zulassen. Das hier soll jetzt ihr Zuhause sein.

Seit sie hier lebt, hat sie eigentlich vor allem mit ihrem Mann, der Ungar ist, und der Schwiegermutter engeren Umgang. Die Gespräche mit anderen Frauen hier – Müttern, Hausfrauen zumeist – unterscheiden sich sehr von den Kontakten zu Gleichaltrigen, zu Künstle-

rinnen und Kollegen, wie es sie in der Halbstadt nebenan so selbstverständlich gegeben hatte. Sie zeigen ihr nur, wie anders sie ist. Und was sie anderes schon erlebt und verloren hat...

Während sie so im Park spazieren geht, denkt sie an die Veränderungen, die ihr in dem neuen Leben bevorstehen. Und während sie Benjamin von einem hohen Stein springen lässt – »Mami noch mal, bitte noch mal!« –, fragt sie sich, wie das wohl sein wird, welche Rollen, privat und beruflich, als Frau und Künstlerin ihr hier noch möglich sein werden. Eine neue Sprache umgibt sie. Wir sprechen alle deutsch, und trotzdem verstehen wir uns nicht, so erlebt sie es. Was ganz selbstverständlich war, darauf kann sie sich nicht mehr verlassen. Wohin geht eine Künstlerin, in deren Kunst die eigene Muttersprache einen ganz selbstverständlichen Anteil hat? In dieser Landeshälfte, die so offensichtlich angloamerikanisch geprägt ist – wirkt die deutsche Sprache im Gesang da nicht eher störend? Und wird sie Mitstreiter finden, die ihr dabei helfen können, ihre Empfindungen in eine neue, hier passende Sprache zu übersetzen? Werden sich diese Empfindungen vielleicht selber verändern, und zwar so, dass sie sich das Neue auch selbst erst übersetzen muss? Und werden die Zuhörer ihr jemals noch so gefühlsmäßig folgen können, dass nicht alles immer auch erklärt werden muss? Werden sie zum Beispiel jemals an den richtigen Stellen lachen? An denen damals gelacht wurde?

Benjamin ist jetzt müde. Die junge Frau setzt den Jungen wieder in den Kinderwagen und deckt ihn zu. Sie will noch ein bisschen durchs Viertel, eine Runde drehen, eh sie nach Hause geht. Die gleichen abgewohnten Gründerzeithäuser, Mietskasernen der Kaiserzeit, enge Höfe wie ein paar Kilometer weiter auf dem Prenzlauer Berg. Wo sie noch vor kurzer Zeit mit ihrer Band geprobt hat. Die gleiche Stadt, das gleiche Wetter – aber zwei Welten. Wie dunkel es nachts auf der anderen Mauerseite immer war, ist ihr erst bewusst geworden, als sie die blinkenden Lichter am Ku'damm nicht mehr los wurde. Und wie seltsam ratlos ihr Vermieter sie angeschaut hat, als sie sich über den

Telefonanschluss in der Wohnung freute – fast unerreichbar in der anderen Halbstadt. Selbst sie als bekannte Sängerin hatte dort bis zuletzt kein eigenes Telefon. Ihr Mann musste für seine Geschäftstelefone auf die Post, in die Zelle und wählen, in der Schlange warten oder andere Benutzer abwehren, hoffend, dass es bald klingelte und er zurückgerufen wurde.

Hier im Westen würden viele das komisch finden. Und gerade haut jemand in einem der Telefonhäuschen, die hier im Freien herumstehen, mit dem Hörer gegen die Halterung. Irgendwas funktioniert wohl nicht. Das findet sie wieder komisch. An vielem hier gibt es Überfluss, aber Geduld ist Mangelware. Sie muss lachen. Benjamin lacht auch, ihm gefällt das wütende Männchen.

Zeit ist Mangelware, Zeit ist Geld. Und während die junge Frau jetzt den Rückweg einschlägt, ihr Kind zufrieden die Augen schließt im Rhythmus der vier Räder auf dem Huckelpflaster, fängt die Erinnerung an zu wandern, landet im Probenkeller der Band in der Anfangszeit, Ostberlin 1974.

Ein Klavier ersäuft im Probenraum oder Sänger sollten einen Schal tragen

Franky kommt mal wieder zu spät. Wir warten jetzt schon eine halbe Stunde, Klatsch und Tratsch sind längst ausgetauscht, wir wollen loslegen. Aber ohne Franky und sein Schlagzeug ist das schwer möglich. Türenknarren. Franky kommt. »Es regnet draußen«, sagt er, als ob das etwas erklären würde. »Neblich ist es auch«, schiebt er hinterher. Franz gähnt, ich grinse vor mich hin. Natürlich sind wir gespannt, was er sich diesmal einfallen lassen wird – denn Franky kommt eigentlich immer zu spät. »Es war neblig ...«, sagt er und lässt eine unverschämt lange Pause folgen, bis er den Satz ganz ernst zu Ende bringt: »... sooo neblig, dass ich den Eingang zur U-Bahn nicht gefunden hab. Ehrlich.«

Keiner von uns konnte ihm lange böse sein. Wir, das waren damals, im Frühjahr 1974, Franz Bartzsch, der Gitarrist Örbse (Peter Schlesinger), der Bassist Ecke (Eckard Kremer), Franky (Frank Hille) und ich. Franky war wie ich kurz zuvor bei Panta Rhei ausgestiegen, Franz bei Lift. Dort bedauerte man seinen Abgang, denn Franz war einer der Besten, nicht nur am Keyboard. Wir hatten eine eigene Band gegründet und trafen uns nun regelmäßig in der Schliemannstraße in Berlin-Prenzlauer Berg, um zu proben. In einer feuchten Einraumwohnung, der Fußboden ein Trümmerfeld, aber wenigstens stand ein Klavier drin, das gab dem Ganzen den Anschein eines richtigen Probenraums. Die Kosten waren niedrig, man konnte damals im Ostteil der Stadt mit sehr wenig Geld über die Runden kommen. Trotzdem hatte Franz sein Keyboard verkaufen müssen, um die täglichen Kosten abzusichern. Wir waren arm – aber beseelt von unserem Vorhaben und stürzten uns voller Elan in die Arbeit. Zum Glück wohnte Ecke mit seiner Frau und dem gerade geborenen Kind schräg gegenüber, auch in einer Einraumwohnung; Franz lief zwischendurch immer mal wieder rüber, um etwas zu kochen, damit wir nicht völlig vom Fleisch fielen.

Wir hatten jede Menge Ideen, die Einfälle kamen schnell und leicht, wir experimentierten herum, komponierten und probten. Auch ich schrieb kleine Stücke, »Als ich noch ein Kind war« zum Beispiel, ganz hübsche Sachen, bei denen Franz mich sehr unterstützte. Er sprühte damals nur so vor Ideen. Zu manchen Songs inspirierte uns sogar unser unfreundlicher Probenraum. »Klavier im Fluss« entstand, weil unser Klimperkasten wegen der ständigen Feuchtigkeit so bescheiden klang. Inge Branoner schrieb den Text dazu:

*Ein Klavier ersäuft,
das find' ich einfach teuflisch.
Oder war das gute Stück*

*wirklich nicht mehr verkäuflich?
Ach, welch harter Schluss,
schwimmt da ein Klavier im Fluss,
und es schien mir
sehr verstimmt.*

Örbse hatte das Intro dazu entwickelt, in dem ein Beatles-Song rückwärtsläuft. Jeder hatte seinen Teil zu unserem Repertoire beigetragen, aber der Hauptideengeber war Franz. Ich war seine Muse – und natürlich die Stimme. Anfangs hatten wir uns Vronis Zunft nennen wollen. Zum Glück haben wir das gelassen ...

Ein halbes Jahr nach unseren ersten Sessions in der Schlie-
mannstraße hatten wir genügend Lieder beisammen, um mit un-
serem eigenen Repertoire die Bühne zu erobern. Veronika Fi-
scher & Band konnten loslegen!



Heute erscheint mir diese Zeit Anfang 1974 mit ihrer intensiven Konzentration auf das eigene Repertoire und den endlosen Proben als eigentlicher Beginn meines Berufslebens. Was so natürlich nicht stimmt. Tatsächlich hatte ich bis dahin schon jede Menge Erfahrungen mit anderen Musikern und verschiedenen Bands gesammelt. Eine wichtige Zeit, denn ich brauchte ein paar Jahre, um ein Gefühl für meinen eigenen Stil zu entwickeln.

Dass ich etwas mit Musik machen wollte, war mir allerdings schon früh klar gewesen. Bei uns zu Hause wurde viel gesungen und musiziert. Jede von uns Töchtern lernte ein Instrument, wir hatten sogar gemeinsam kleinere Auftritte in Thüringen, aber anders als für meine drei Schwestern war für mich Musik mehr als eine schöne Nebensache. Ich wollte Musik *leben*. Wenn man auf dem Land groß wird, ist das alles andere als einfach. Meine Mutter ließ manchmal durchblicken, dass ich mein Geld doch auch

in der Fabrik verdienen könnte ... Das wollte ich auf keinen Fall. Ich wusste, dass ich aus meinem Heimatort weggehen musste, wenn sich mein Wunsch erfüllen sollte. Im September 1968, als ich den Sprung in die »weite Welt« wagte, war ich mit meinen knapp siebzehn Jahren noch sehr jung und unerfahren, unentschieden in vielem. Ich hatte mich an der Hochschule Carl Maria von Weber in Dresden beworben – mit einem Volkslied, einem Politsong und zwei Chansons. Eine bunte musikalische Mischung. Begleitet habe ich mich bei der Aufnahmeprüfung selbst, auf der Gitarre. Als die Zusage kam, konnte ich mein Glück kaum fassen!

Meine Anfangszeit in Dresden war geprägt von der Unbeholfenheit, die einen erfassen kann, wenn man vom Land in die Großstadt kommt. Das ging schon gleich am ersten Tag los. Mein Vater hatte mich mit unserem Trabant nach Dresden gefahren und mich samt Koffer und Federbett beim Studentenwohnheim abgesetzt. Er fuhr gleich wieder los, der Rückweg nach Thüringen war weit. Dann stellte sich heraus, dass ich im verkehrten Wohnheim gelandet war – offenbar hatte die Hochschule die Adressen verwechselt.

Ich quetschte mich also mit meinen sperrigen Utensilien in die Straßenbahn, um einmal quer durch ganz Dresden nach Hellerau zu fahren. Da saß ich mit rotem Kopf, Koffer und Federbett zwischen den anderen Fahrgästen, wie unangenehm und peinlich! Das was nicht der Einstand, den ich mir für mein neues Leben ausgemalt hatte!

Für die nächsten zwei Jahre war das Studentenwohnheim in Hellerau meine neue Bleibe. Es lag auf einem schön bewaldeten Grundstück, die Studenten waren nach Geschlechtern getrennt in zwei verschiedenen Häusern untergebracht. Ich bewohnte ein Zimmer im hinteren Teil des Hauses, das ich mir mit drei Instrumentalistinnen teilte – zwei Pianistinnen und einer Cellistin. Im Zimmer befanden sich zwei Doppelstockbetten, zwei Kleider-

schränke und ein kleiner Tisch mit vier Stühlen. Außerdem – das Wichtigste – ein kleiner Flügel. Der war ständig besetzt wegen der beiden Pianistinnen. Es war für mich kaum möglich, zum Üben an das Instrument zu kommen. Still war es nie.

Der Unterricht war schulisch organisiert, besonders der Montag war vollgepackt. Neben Fächern, die wir gemeinsam hatten, gab es viel Einzelunterricht in den jeweiligen Hauptfächern der Studenten. In meinem Fall war das Gesang, Sprecherziehung und so weiter. Das Studium an der Hochschule war anspruchsvoll, wir wurden stark gefordert, weshalb ich mich anfangs wenig um das musikalische Nachtleben kümmerte.

Ich sang manchmal zur Gitarre im Studentenheim, und manchmal hörten mir andere dabei zu. Eines Tages fragte mich Ulli Pexa, ein gleichaltriger Gitarrist, ob ich nicht zu einer Probe der Fred-Herfter-Combo mitkommen wolle, sie suchten dort eine Sängerin. Warum nicht? Ich bestand den Test und hätte sofort bei der Combo anfangen können, die bekannte Stücke coverte und in Tanzschuppen der Umgebung auftrat.

Einziger Haken: Um regelmäßig neben dem Studium auftreten zu dürfen, brauchte ich die Erlaubnis der Hochschule. Frau Collum, meine Gesangslehrerin, war besorgt. Zukünftige Sänger sollten ihre Stimmen keinesfalls falschen Techniken aussetzen und sie damit womöglich ruinieren. Frau Collum wollte mich eigentlich zur Oratoriensängerin ausbilden, weil ich eine tiefe Altstimme hatte, fast am Tenor, und solche Stimmen für Oratorien dringend gesucht wurden.

Ich gehörte zu einer Seminargruppe, in der Studenten zusammengefasst waren, die nicht direkt von einer Musikschule gekommen waren. Ein buntes Sammelsurium an Talenten – Musiker, Sänger des klassischen Fachs und vier, die sich in der Kategorie »Unterhaltung« ausbilden lassen wollten. Nachdem eine meiner Mitstudentinnen das Handtuch geworfen hatte, die anderen beiden waren Männer, war ich die einzige »Chanson-

und -Musical«-Studentin des Jahrgangs. Fächer wie Musikgeschichte, Musiktheorie, Philosophie und Sprachen – Russisch, Englisch und Italienisch – hatte ich mit den Klassiksängern gemeinsam, ebenso Schauspielunterricht, Sport und Ballett. Manchmal wurde durch die Räume getanzt. Fechten lernten wir auch, die klassischen Sänger brauchten das für die Opernbühne. In anderen Hauptfächern wie Klavier und Sprecherziehung wurde man einzeln unterrichtet, aber das habe ich ja schon erwähnt. Mein wichtigstes Hauptfach war natürlich Gesang.

Nachdem Frau Collum sich mit den Dozenten der Hochschule beraten hatte, gab sie mir eines Tages die Erlaubnis, mich schon während der ersten Studienjahre mit einer Band auf den Bühnen der Umgebung live auszuprobieren.

Jetzt sang ich also an den Wochenenden auf Tanzbühnen in und um Dresden. Ausgerechnet der Montag war der Tag der anstrengenden Fächer. Musikgeschichte, Sprachen und Philosophie – in der DDR war das politisch-ideologischer Unterricht. Manchmal rettete ich mich nur mit Mühe über den Vormittag, so erschöpft war ich. Gott sei Dank gab es den »Frauenruheraum«, in den ich mich mittags kurz zurückziehen konnte. Die Pförtnerin wusste schon, dass es mir montagmittags regelmäßig schlecht ging. Eine halbe Stunde die Nacht aufarbeiten, dann war ich wieder aufnahmefähig.

Am Ende des zweiten Jahres stand die Übergangsprüfung an, die – im jeweiligen Hauptfach – über den Wechsel von der Fachschule zur Hochschule entschied. Bei uns Sängern hieß das: Wer die Prüfung bestand, konnte zum Solisten ausgebildet werden. Wer nicht übernommen wurde, war »nur« als Chorsänger zugelassen, nach fünf Jahren war man mit dem Studium fertig.

Ich schaffte es, ich kam weiter. Außerdem war ich ja sowieso die Einzige im Fach der populären Musik in meinem Jahr.

Mit dem Beginn des dritten Studienjahrs zog ich von Hellerau in den Stadtteil Pieschen, in eine neue, nicht verwaltete Behau-

Veronika Fischer
im »Fuchsmantel« –
Besuch der Eltern im
Studienort Dresden,
1969/70



sung. Weil die Stadtverwaltung Probleme hatte, alle Studenten unterzubringen, wurden uns ehemalige Obdachlosenunterkünfte zur Verfügung gestellt. Das war gewöhnungsbedürftig. Lauter Einraumwohnungen, Küche und ein Zimmer, ohne Bad natürlich, nur ein kleines Waschbecken in der Küche, mit Steinholzfußboden, sehr fußkalt. Besonders vorteilhaft für Sänger, man hatte ständig Schnupfen im Winter. Wir heizten mit einem alten Herd in der Küche, das andere Zimmer hatte keinen Ofen. Man kann sich vorstellen, wie warm es da war. Ich hatte eine Mitbewohnerin. Wir waren ständig unterwegs, entweder an der Hochschule im Unterricht oder sonstwo. Wer sollte sich um den Herd kümmern? Aber wir mussten keine Miete bezahlen, wenigstens etwas.

Ich bekam ein Stipendium in Höhe von 180 DDR-Mark, das reichte gerade so zum Leben. Davon kaufte man sich eine Straßenbahnkarte, aß ein paarmal in der Mensa und fuhr hin und wieder mit dem Zug nach Hause, dann war das Geld auch schon



Die Fred-Herfter-Combo, in der Mitte mit Saxofon Fred Herfter, zweiter von links Uli Pexa, rechts Manfred Nitsch, 1970

wieder weg. Für Klamotten blieb nichts übrig. Als ich Uli Pexa Jahrzehnte später in Hamburg wiedertraf und wir die alten Zeiten aufwärmten, meinte er: »Du hast immer einen grün karierten Rock getragen.« Ich war überrascht, dass er das behalten hatte. »Ja«, nickte ich, »das war einer von zweien.«

Kurz: Wir waren arme Studenten. Das Geld war schneller weg, als man glaubte. Aber wir vom »Unterhaltungsweig« konnten unser Auskommen wenigstens mit Muggen (den sogenannten musikalischen Gelegenheitsgeschäften) aufbessern – das war unser Ausdruck für Auftritte, für Gigs, wie man das im Westen nennt. Den rein klassisch orientierten Sängern war es dagegen unmöglich, Blues oder Rock zu spielen und sich damit etwas dazuzuverdienen, weil sie um ihre Perfektion fürchteten. In der Klassik sind die Formen des Zusammenspiels streng geregelt, Klassiker sind virtuos auf ihrem ganz speziellen Gebiet. Gute

U-Musiker dagegen müssen genreübergreifend arbeiten können, sich flexibel auf neue musikalische Umgebungen einstellen und trotzdem ihre Virtuosität im Auge behalten, damit sie konkurrenzfähig bleiben.

Inzwischen sind die Grenzen zwischen E und U viel durchlässiger geworden, damals war es noch ein Entweder-oder, auch wenn die DDR-Musikhochschulen in meiner Studienzeit eine Annäherung zwischen Klassik und Moderne gestatteten. Es gab da keine Ressentiments, sondern viel gegenseitigen Respekt und Anerkennung, was die Leistungen der anderen Genres anging, egal ob es sich um Klassik, Jazz, Rock, Pop oder Chanson drehte. Kulturpolitisch eine spannende Zeit in der DDR. Cross-over war möglich!

Und noch eine kleine Randnotiz: In den letzten Jahren entdeckte ich erstaunt, wie viel vielseitiger die Musiker aus beiden Sparten geworden sind. Nicht nur die technischen Leistungen, auch Auffassungsgabe und Sensibilität für unterschiedlichste musikalische Stile haben sich enorm gesteigert. Ein echter Fortschritt – auch wenn die jungen Musiker leider auf dem Markt oft genug unter Wert gehandelt werden ...



Mein Einstieg bei der Fred-Herfter-Combo brachte mir nicht nur regelmäßige Auftritte ein – sondern auch einen Wintermantel. Frau Collum hatte mich schon mehrmals aufgefordert, mich endlich wärmer anzuziehen, sie fand, dass jeder Sänger einen Schal tragen müsse. Ich besaß keinen Schal, zumindest keinen wärmenden. Vielleicht auch deshalb nicht, weil ich eitel war. Ich hatte nur ein kleines dunkelblaues Mäntelchen. Wahrscheinlich hätten meine Eltern mir einen warmen Anorak gekauft, wenn ich Alarm geschlagen hätte, aber der wäre sicher nicht schick gewesen. Die Auswahl an Garderobe in der DDR war ja nicht allzu groß.

Fred Herfter überredete mich zu einem »Fuchsmantel« aus dem Fundus seiner Frau, den ich ja mit Auftritten »abarbeiten« könnte. Ich gehe davon aus, dass Frau Herfter den Mantel nicht mehr mochte. Plötzlich trug ich also gefärbtes Kaninchen als Fuchs, es sah spießig aus, aber wärmte. Ich habe das gute Stück nicht lange gebraucht. Bei Panta Rhei konnte ich mich verbessern, mit einem Lamm.

Die Nächte mit umherziehenden Musikern können lang und kalt sein.

Die Auftritte mit der Combo fielen mir nicht schwer. Aber sie begeisterten mich auch nicht. Ich sang Standards. Drei Songs, dann eine Tanzpause, wieder drei Songs, nächtelang. Fred Herfter sah aus wie ein typischer Bandleader, riesige Koteletten und das klassische Benehmen des süffisanten vierzig-, fünfzigjährigen Tanzbegleiters. Er kam uns uralt vor. Wir wollten uns eigentlich grundsätzlich fernhalten von solchen älteren Herren. Damit meine ich die Mädchen meiner Generation. Unterwegs mit Herfter dachte ich manchmal schon, ich müsse aus dem Auto springen. Nicht ganz einfach, wenn man mit eingestaubten Musikern arbeitet. Gemein – aber so hart dachte ich. Man wollte sich von den Spießern unterscheiden. Ich entwickelte mich zum »Hippie«.

»Nicht meine Welt« – so empfand ich es.

Damals lernte ich auch, dass es ein Riesenunterschied ist, ob ich im Zimmerchen am Klavier singe oder auf der Bühne. Die technische Ausstattung war mager, wir hatten ein Paar Boxen, durch die ich mich kaum hörte, keine guten Monitore. Dann fängt man an, sich zu überschreien, und verliert die Kontrolle, gibt zu viel und kann sich dadurch schaden – Frau Collum holte mich in der Woche danach regelmäßig wieder zurück und mühte sich mit mir um die klassische Technik, die mit der Tanzmusik, die ich machte, nicht zu vereinen war. Ich war verwirrt.

Und natürlich gab es Erlebnisse mit Menschen vor und hinter den Bühnen, mit Nachtschwärmern. Ein Pulk ungarischer

Jugendlicher tauchte hier und da auf. Sie waren auf »Mädchenjagd« am Wochenende, und einmal brachte mir in einem verrauchten Tanz-Kulturhaus ein Kellner in einer Pause ein Glas Schnaps, und einer der Jungs winkte zu mir rüber, kam dann näher. »Möchte kennenlernen«, stotterte er mit rollendem R. Er gefiel mir, aber ich blieb zurückhaltend. Denn natürlich kannte ich auch die ablehnende Haltung meiner Eltern zu Ausländern überhaupt und besonders zu gleichaltrigen ausländischen Jungs.

Natürlich konnte ich nicht ahnen, dass dieser sportliche, wilde Typ, den ich da abwimmelte, einmal mein engster Freund und Ehemann werden würde – László.

Ein halbes Jahr später sahen wir uns wieder.

Dreißig Wartburgs auf dem Weg nach Jerewan

Kurz vor dem Ende meiner Fred-Herfter-Zeit unternahm ich mit der ganzen Combo eine wunderbare Reise quer durch Osteuropa und die Sowjetunion bis nach Jerewan. Die DEFA hatte uns engagiert, um für die musikalische Untermalung von zwei Filmen zu sorgen, die auf der Fahrt gedreht werden sollten: eine Reisedokumentation über die schönsten Städte am Schwarzen Meer und ein Werbefilm über »Präsent 20«.

Die DDR und die DEFA wollten mit diesem Vorhaben gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Im VEB Textilkombinat Cottbus war nämlich ein Stoff entwickelt worden, der nun als Weltspitzenerzeugnis angepriesen und gefeiert wurde. Herstellungstechnik und Ergebnis galten als einmalig: Rundstrick aus 100 Prozent Polyester. Diese Neuheit sollte in Filmform zum zwanzigsten Jahrestag der DDR präsentiert werden – deshalb der Name »Präsent 20«. Gitta Nickel führte Regie. Die Idee war, dass junge Menschen verschiedener Berufszweige die neue Kol-

lektion vorstellen würden, also keine Models, sondern ganz normale Leute von nebenan.

Dass ich nicht nur singen, sondern auch Mode vorführen sollte, wusste ich zu Beginn unserer Reise allerdings nicht. Ich wusste nur, dass wir unterwegs, vor allem in den Hotels, in denen wir übernachteten, unser Land bei den sozialistischen Bruderstaaten musikalisch repräsentieren sollten. Das war alles. Es wartete eine Zeit ohne viel Verantwortung und Verpflichtung auf mich – nur leben und schauen, was die Welt so bietet.

Es war Juni, herrliches Wetter, was konnte es Schöneres geben, als für drei, vier Wochen zu verreisen? Ich bekam eine genehmigte Studienpause, die Semesterferien standen ja schon vor der Tür, packte mein bescheidenes Gepäck plus Gitarre zusammen und fuhr mit meinen Musikerkollegen nach Babelsberg. Dort wurde die ganze Reisegruppe auf dreißig Wartburgs aufgeteilt, die Kolonne fahren und an vorher festgelegten Orten anhalten sollten, damit gefilmt werden konnte. Ein enormer logistischer Aufwand. Und wenn ein Auto schlapp machte, musste die ganze Mannschaft ausharren, bis es repariert war. Insgesamt waren wir sicher gut hundert Personen, zwei Autos beherbergten allein die Filmutensilien. Zusätzlich zur Filmcrew war noch ein russischer Kameramann namens Pavlow dabei, vermutlich wollte Gitta Nickel auf einen landeskundigen Experten zurückgreifen können. Von Babelsberg bis Jerewan und zurück, in vier Wochen 8000 Kilometer, eine Wahnsinnsstrecke. Durch Polen sollte es in Richtung Ukraine gehen, dann in den Kaukasus, über die Ossetische Heerstraße nach Georgien und weiter bis nach Armenien. Ich weiß noch, dass Kiew uns ganz besonders beeindruckte; in dieser Stadt mit ihren herrlichen Bauten, ihrer Farbenpracht war die Lebensfreude an jeder Ecke spürbar. Wir DDRler waren so empfänglich dafür, hätten nie geglaubt, dass wir auf eine solche Buntheit und Vielfalt stoßen würden. An die wuchtigen Heroendenkmäler erinnere ich mich ebenfalls noch, sie durchzogen die

ganze Sowjetrepublik. Besonders in Georgien dann auch die Stalin-Denkmäler – sie stehen da bis heute. Egal was er getan hat, dort wird er geliebt. Schon erstaunlich.

Die Versorgung mit Lebensmitteln war nicht ganz einfach. Ich erinnere mich, dass wir uns immer gedulden mussten, bis es was Essbares gab. Überall wurde gedreht. Wir waren Statisten, und gelegentlich spielten wir auf. Ich hatte meine Gitarre zum Vergnügen und Überbrücken im Auto dabei. Ich spielte und sang, wann mir danach war, sozusagen bis der Arzt kam, damit konnte ich die langen Autofahrten verkürzen. Die Besatzungen der anderen Autos baten sogar darum, dass ich zur Unterhaltung auch mal bei ihnen mitfuhr, abwechselnd, aber das wurde nicht genehmigt – keine Ahnung, warum.

Die Ossetische Heerstraße führt über den Großen Kaukasus, sie verbindet Alagir in Russland mit Kutaissi in Georgien. Als wir in Richtung Kaukasus und Heerstraße unterwegs waren, streiften wir eine anliegende Autobahnstrecke, die noch nicht fertig war. In Richtung Georgien eine günstige Verbindung. Uns fiel auf, dass die Autobahn von Frauen gebaut wurde, allesamt in Kopftüchern, dunklen Einheitskitteln wie eine Strafkolonie und mit schwerem Gerät am Werk.

Unser Auto hielt kurz an, und wir fragten, wo es irgendwo etwas Essbares gab. Da boten uns diese schwer arbeitenden Frauen »Butterbrot« an. Ein deutsches Lehnwort im Russischen. Sie gaben jedem von uns ein dick bestrichenes Butterbrot. Ihre Herzlichkeit war beeindruckend, und wir fragten uns, warum Frauen die harte Arbeit ausführten.

Wo waren die Männer?

Wir stiegen mit unseren Butterbroten zurück in die Autos, denn wir durften die Kolonne nicht verlieren. Die Reise ging weiter zu den Städten am Schwarzen Meer. Gagra, Sotschi, Sochumi. Palmen, Strände und Seeluft, die Hafenorte ließen einen

vergessen, wo man war. Mittlerweile, nachdem ich viele Städte im Süden Europas kenne, weiß ich, dass sich manches ähnelt – aber die Schwarzmeergegend ist trotzdem ganz eigen. Wir badeten und genossen das Meer, bevor die Wartburgs weiter Richtung Kaukasus fuhren. Die Fahrt dorthin war großartig. Die Weite der Natur, kaum ein Mensch, die Bäche klar und rein, schon ihr Anblick war erfrischend. Weitläufige, helle Birkenwälder, licht und Frieden ausstrahlend. Die Natur kann das. Die Menschen können es ihr nur anschauen. Die schiere Größe des Kaukasus überwältigte uns.

Das Leben war herrlich in diesem Moment.

Weiter ging es zum Elbrus, dem höchsten Berg im Kaukasus, er hat zwei Gipfel. Die Bewohner nennen ihn »Heiliger Berg« und »Ort der Glücklichen«. Wir waren die Glücklichen, die hinauf durften.

Hier sollte die Werbung für unser hochgepriesenes Kleidungsstück gedreht werden!

Also hinein in die Polyesteranzüge und los. Für mich war ein kariertes Anzug für junge Frauen vorgesehen, in den ich mich hineinzwängen musste. Er war mir eine Nummer zu klein. Mein Backfischspeck war noch nicht abgestreift, ich fühlte mich wie eine Wurst darin. Die Oberschenkel spannten, auch sonst war es nicht mein Geschmack.

Aber wenn ich sonst nichts für diese Reise tun musste...

Am Elbrus gab es eine sehr einfache »Sesselbahn«, die uns in die Nähe des Gipfels bringen sollte. Holzbretter dienten als Sitze, an einem Strick konnte man sich festhalten. Alles recht abenteuerlich. Die Bahn hielt auch nicht etwa an, man musste aufspringen, um nach oben befördert zu werden; oben dann das gleiche Spielchen. Solange man jung und sportlich war und ohne Kameras oder schweres Gepäck unterwegs, ging es einigermaßen. Einer unserer Musiker stürzte, als er mit seinem Instrument aufsprin-



Stern-Combo Meißen, 1970

gen wollte. Zum Glück ist ihm nichts weiter passiert. Warum die Musiker auch auf den Berg mussten, ist mir bis heute ein Rätsel, spielen konnten sie nicht in der Kälte. Sie sollten wohl als Statisten fungieren.

Ich nahm also Anlauf, schwang mich auf, »Präsent 20« hielt, was es versprach, reißfest war es.

Eine spannende, gefährliche Auffahrt. Wir waren glücklich, oben angekommen zu sein.

Eisige Kälte und Schnee. Der Elbrus ist ein stark vergletschertes Vulkan. Dort oben braucht man eigentlich warme Sportkleidung.

Aber wir waren ja eine junge, abenteuerlustige Truppe und widerstandsfähig.

Frierend und brav lachten wir bei den Aufnahmen zum Werbefilm in die Kamera, gaben Jugendliche auf schneebedecktem Gipfel, zu Gast bei sowjetischen Freunden. Die Aussicht war gewaltig – aber hätten wir nicht auch irgendwo im Warmen »Gäste« spielen können? Mein Anzug wärmte überhaupt nicht, trotzdem transpierte ich, und er roch unangenehm, als ich ihn

endlich ausziehen durfte. Eine Erfahrung, die nach mir noch so mancher DDR-Bürger machen sollte. Denn das »Präsent 20« erfüllte selbst bei bescheidenen Ansprüchen nicht die Erwartungen an so etwas wie Tragekomfort. Der Stoff klebte am Körper, man roch, nur knitterfrei war die Faser tatsächlich. Später, mit einiger Erfahrung im Gebrauch, wurde das Erzeugnis »der Stoff, aus dem die Albträume sind«, genannt.

Nach dem Abenteuer auf dem Elbrus durften wir uns in einem Hotel ausruhen. Manchmal übernachteten wir auch in Zelten. Streng getrennt nach Frauen und Männern, Ordnung musste sein. Aber, wie wir wissen, wo ein Wille ist, ist auch ein Weg ...

Weiter ging es in Richtung Orient, nach Jerewan, der Hauptstadt von Armenien. Wir fuhren durch Steppe zusehends der Wüste entgegen. Eine völlig andere Vegetation als eben noch im Kaukasus. In Jerewan merkten zumindest wir Frauen schnell, dass wir auch in einem anderen Kulturkreis angekommen waren. Hier liefen Frauen nicht ohne Kopfbedeckung herum, und Fremde wurden natürlich besonders beäugt.

Es gab einen russischen Dolmetscher, der ein Auge auf mich geworfen hatte. Ich aber nicht auf ihn. Er war wirklich nicht meine Adresse, ich stand auf Hippies und nicht auf »Spießbürger« mit Hütchen wie ihn. Mittlerweile sind solche Hütchen wieder modern, und ganz junge Männer tragen sie vorzugsweise. Wie sich der Geschmack ändert! Hat man das eine Weile selbst mitgemacht, kann man nur darüber lachen.

Nach ein paar Tagen traten wir die Heimreise an. Es gab keine größeren Aufenthalte mehr außer den Übernachtungen und kurzen Stopps für Spots, die nachgedreht werden mussten. Die langen Autofahrten waren ermüdend, ich versuchte, mir die Zeit so gut es ging mit Singen zu verkürzen.

Diese Reise weckte in mir die Lust auf mehr.

Auf zu den Sternen

Fürs Erste blieb es für mich bei einer Reise innerhalb des eigenen Landes. Manfred Nytsch, Posaunist bei Herfter, wollte im wahren Sinne des Wortes nach den »Sternen« greifen und fragte mich eines Abends, ob ich mitkäme. Die Stern-Combo Meißen hatte in Dresden und im ganzen sächsischen Umland einen guten Ruf. Eine moderne Band, die Musik für meine Generation machte. Unter dem Namen Stern Meißen, den sie von 1980 an trug, kam sie später auch republikweit zu einigem Ansehen. Ich sagte zu und kehrte gemeinsam mit Manfred der Herfter-Combo den Rücken.

Es machte Spaß, mit diesen experimentierfreudigen und ehrgeizigen Männern zu musizieren. Anders als bei Herfter, wo Fred das Sagen hatte, waren hier die Bandmitglieder gleichberechtigt, und ich fühlte mich von Anfang an integriert. Alles dort passierte aus jugendlicher Leichtigkeit und Spielfreude heraus. Wir wagten uns ohne Versagensängste an die schwierigsten Vorgaben heran – was letztlich die beste Voraussetzung dafür ist, sich weiterzuentwickeln.

Als Leadsängerin bekam ich 90 DDR-Mark pro Auftritt, bei Herfter war es mehr als das Doppelte gewesen. Aber damit hatte ich kein Problem, schließlich war hier der Spaß doppelt groß. Außerdem machte ich mir damals keine Gedanken darüber, was die Combo verdiente und ob dieser Betrag angemessen war oder nicht. Als später Gerüchte über das undurchsichtige Finanzgebaren innerhalb der erfolgreichen Formation aufkamen, war ich schon lange nicht mehr dabei. Denn nach gut einem Jahr zeichnete sich ab, dass die Band und ich in unterschiedliche Richtungen strebten.

Ich selbst merkte das nicht sofort. Ich fühlte mich wohl bei den Sternen und wäre vermutlich auch geblieben, hätte mir Manfred nicht einen Schubs gegeben. Manne kam eines Tages auf mich zu in einem Augenblick, in dem er mich allein erwischte. Er sah



Veronika Fischer, Manfred Maurenbrecher

Das Lügenlied vom Glück

Erinnerungen

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 368 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-453-20026-5

Heyne

Erscheinungstermin: März 2013

Die bewegende Autobiografie der erfolgreichsten Sängerin der DDR

Veronika Fischer war ein Star in der DDR und eine Künstlerin mit Haltung. Nie wollte sie sich verbiegen lassen. Als dies im Osten immer schwerer wird, wagt sie den Neuanfang im Westen und muss erkennen, dass auch dort versucht wird, sie von ihrem Weg abzubringen. In ihrer packenden Autobiografie lässt sie die ost- und westdeutsche Musikszene der 70er- und 80er-Jahre wieder aufleben und erzählt die Geschichte einer starken Frau, deren Leben von den Widersprüchen und der Dramatik des geteilten Deutschlands geprägt ist.

Sie stand als Leadsängerin von Panta Rhei mit den Musikern der späteren Band Karat auf der Bühne, 1974 startete sie mit Veronika Fischer & Band kompetent durch. Ihre Fans lieben sie für ihre unverwechselbare Stimme und ihre musikalische Vielseitigkeit. Ihre Musik verkaufte sich millionenfach, immer wieder war sie Nr. 1 in den Rundfunkcharts. Mit Liedern wie »Dass ich eine Schneeflocke wär« und »Auf der Wiese« schuf Veronika Fischer echte Evergreens. Mitreißend erzählt, blickt sie nun zurück auf ihre Kindheit in Thüringen, die wilden 70er-Jahre mit unzähligen Festivalauftritten und Tourneen, die zunehmenden Repressalien durch das DDR-System und die schwere Entscheidung, 1981 mit Mann und Sohn nach Westberlin zu ziehen und alles hinter sich zu lassen. Sehr ehrlich beschreibt sie, mit welchen Herausforderungen sie im Freiheit versprechenden Westen zu kämpfen hatte – und wie sie ihren aufrechten Gang trotz allem bewahrt hat.